



Leseprobe aus Bühler-Niederberger, Lebensphase Kindheit, ISBN 978-3-7799-2623-8
© 2020 Beltz Juventa in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?
isbn=978-3-7799-2623-8](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-2623-8)

Einleitung

Das „Thomas-Theorem“ ist weit über die Soziologie hinaus bekannt geworden: „If men define situations as real, they are real in their consequences“ – wenn Menschen Situationen als real betrachten, sind sie real in ihren Konsequenzen. Dies ist einer der vielzitierten Sätze, von dem allerdings selbst innerhalb der Soziologie kaum jemand wissen dürfte, dass er ausgerechnet in einem Buch über Kinder steht. William I. Thomas und Dorothy Thomas schrieben ihn im methodischen Anhang eines Buches über sozial auffällige Kinder, und sie plädierten damit dafür, verschiedenste Datenquellen zu erfassen (1928, S. 572). Die Kinder, die Thomas und Thomas untersuchten, befanden sich in korrektiven Einrichtungen. Wenn es darum ging, den Weg dahin zu rekonstruieren, so empfahlen Thomas und Thomas, neben den statistischen Daten auch die Sicht der Beteiligten, und in diesem Falle eben auch der Kinder zu berücksichtigen, ihre Darstellung der schwierigen Situation. So wenig diese Sicht auch von den Verantwortlichen in den sozialen Diensten, von Eltern und Lehrern geteilt werden möge – sie gehöre zu den wichtigen Daten; ganz entsprechend der Argumentation des prägnanten Satzes, den sie im Abschnitt davor einführen. Dass keiner mehr so recht wusste, wo dieser Satz stand und er entweder ohne Quellenangabe zitiert oder sogar falschen Autoren und falschen Werken zugeschrieben wurde,¹ dürfte nicht zuletzt dem mangelnden Interesse zuzuschreiben sein, das die Soziologie dann für ein Buch über Kinder aufbrachte.

Es dauerte nach der Studie von Thomas und Thomas sechzig Jahre, bis der Anspruch, die Sicht von Kindern auf die Dinge zu erfassen, in nennenswertem Maße eingelöst wurde. Noch 1986 konstatierte Ambert in einer Auszählung von Artikeln in den führenden soziologischen Fachzeitschriften der USA, dass sich die Soziologie kaum mit Kindern befasste. Sofern denn überhaupt zum Thema „Aufwachsen“ geforscht wurde, beschränkte sich die Forschung auf Familien und Schulen. Das habe in der Soziologie Tradition, argumentierte Ambert weiter, denn sie hatte auch die Anzahl Seiten in den Werken der soziologischen Klassiker wie Comte, Marx, Pareto, Simmel, Weber, Durkheim, Parsons und Mead ausgezählt, auf denen von Kindern die Rede war, und sie in Relation zu ihrem Gesamtwerk gesetzt: Es handelte sich um Bruchteile von Prozenten des jeweiligen Gesamtwerks. Ausnahmen waren in Amberts Auszählung einzig Émile Durkheim, Talcott Parsons und, in etwas geringerem Maße, George Herbert Mead.

1 Falsche Zuschreibungen des Satzes rekonstruierte Merton in einer wissenschaftssoziologischen Analyse (1995).

Sofern sich die Soziologie vor den 1990er-Jahren mit Kindern befasste, galt ihr Interesse fast ausschließlich der Sozialisation. Beschäftigten sich die Klassiker der Soziologie mit Sozialisation, so stellten sie die sozialtheoretische Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Konkret fragten sie damit nach der Zumutung, die die neuen Mitglieder für die Gesellschaft bedeuten, und nach den Anforderungen, die die Gesellschaft also an sie richten muss. So lässt sich zumindest die Sichtweise von Durkheim und Parsons in aller Kürze auf den Punkt bringen, die der Gesellschaft den Vorzug gaben, wenn es darum ging, den Gegensatz Individuum – Gesellschaft (von dem sie ausgingen) aufzulösen. Das Interesse der empirischen Sozialisationsforschung wiederum zielte in erster Linie auf die sozialen „Vererbungsmechanismen“ von gesellschaftlichen Positionen, auf eine sozialstrukturelle Frage also, und dabei wurden dann das Erziehungsverhalten der Eltern sowie deren Einstellungen und Werte untersucht. Falls in dieser Forschungsrichtung über die Kinder überhaupt empirische Daten erhoben wurden, betrafen sie lange Zeit fast nur ihr schulisches Leistungsvermögen.

Das Interesse der Soziologie – sei es theoretisch oder empirisch – galt damit kaum den Kindern selbst, ihren Lebensbedingungen, ihren Handlungen oder gar ihrer Sicht der Dinge. Nur wenige sozialwissenschaftliche Forscher und Forscherinnen haben sich vor den 1990er-Jahren damit befasst, und sie kamen fast ausnahmslos aus den Kreisen der Symbolischen Interaktionisten. Das hat sich seit dem Beginn der 1990er-Jahre gründlich geändert: Eine Vielzahl von Studien ist entstanden. Sie greifen unterschiedliche Themen auf, die Kinder betreffen, und bearbeiten sie mit verschiedenen Methoden. Auch die amtlichen Statistiken und die Statistiken internationaler Organisationen entdeckten das Kind und beschaffen seither eine Vielzahl von Daten.

Es ist gar nicht so einfach, die Flut von Studien und Daten, vor der man damit heute steht, in einer Weise zu sichten, dass daraus eine übersichtliche Einführung entsteht. Der vorliegende Band versucht es auf folgende Weise: Er unterteilt den Bericht über die vielen theoretischen Konzepte, empirischen Studien und statistischen Daten in zwei Blöcke. Ein erster Teil ist vorwiegend deskriptiv, er vermittelt der Leserschaft ein anschauliches Bild der Kindheit heute und ihrer historischen Entwicklung. Theoretisch bleibt er überaus zurückhaltend: Auch wenn er bereits entlang der theoretischen Gedanken aufgebaut ist, die dann im zweiten Teil des Bandes eingeführt und ausgearbeitet werden, so benutzt er einzig das Konzept des „normativen Musters“. Eine lange, behütete Kindheit ist ein „normatives Muster“, so wird argumentiert, und gemeint ist damit, dass es eine recht enge Vorstellung von Kindheit gibt, an der sich Handlungen und Entscheidungen in Bezug auf einzelne Kinder und auf Kindheit als Institution mit großer Selbstverständlichkeit orientieren. Nur Kindheiten, die diesem Muster entsprechen, gelten als gute Kindheiten; es ist aber zum Teil eben erst diese Bewertung – und die damit stets verbundene Abwertung ande-

rer Muster des Aufwachsens – die der favorisierten Kindheit auch zu der Qualität verhilft, die sie dann faktisch (zum Beispiel hinsichtlich des Bildungserfolgs) hat. Wichtige Daten zur Lebenssituation von Kindern in Deutschland und zur Lebenssituation von Kindern in anderen Ländern der Welt werden vor diesem theoretischen Hintergrund gesichtet und geordnet. Ein Abriss der Geschichte der Kindheit in unserer Gesellschaft lässt das „normative Muster“ einer langen, behüteten Kindheit auch als ein wesentliches Element der Bemühungen um eine geordnete Gesellschaft erkennen.

Im zweiten Teil wird den Leserinnen und Lesern dann – aufbauend auf diesem Basiswissen – mehr an theoretischen Konzepten zugemutet. Die wichtigsten Begriffe der Sozialisationstheorie und der „neuen“ Soziologie der Kindheit werden vorgestellt und in den sozialwissenschaftlichen Diskussionszusammenhängen verortet. Für beide Zugänge werden die entsprechenden wichtigen Studien zusammengetragen, der empirische Ertrag wird gesichtet und dabei auch auf noch vorhandene Leerstellen abgeklopft: Hinweise auf Forschungsfragen, die sich anschließen lassen oder dringend der Bearbeitung bedürfen, werden gegeben. Im Mittelpunkt steht in diesem zweiten Teil das theoretische Konzept der „generationalen Ordnung“ respektive des „generationalen Ordners“. Das normative Muster einer langen, behüteten Kindheit ist der Kern einer generationalen Ordnung, diese definiert aber auch die Anschlussleistungen, die Erwachsene erbringen müssen. Damit strukturiert sie dann weitgehend deren mögliche Lebensführung, ganz besonders als Väter und Mütter, aber auch ihr Verhalten als professionelle Akteure. Eine generationale Ordnung, die beide Alterskategorien aufeinander bezieht und mit weiteren gesellschaftlichen Strukturen verknüpft, ist eine voraussetzungsvolle Errungenschaft. Sie befindet sich in ständiger Bearbeitung. Sie wird neuen Interessen und neuen Situationen angepasst und alle möglichen Akteure versuchen, darauf Einfluss zu nehmen. Sie kann sich allerdings auch verändern, weil gesellschaftliche Prozesse ganz anderer Art gewissermaßen als Nebenwirkung ihren Einfluss darauf haben.

Die sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung muss sich auch dafür interessieren, was die jeweils geltende generationale Ordnung den Kindern an Handlungen abverlangt und was sie ihnen an solchen zugesteht. Wieweit können Kinder ihre Anliegen und Bedürfnisse darin geltend machen und über welche Strategien können sie das, und wie nehmen sie selbst ihre Position darin wahr? Damit stößt man auf das zweite wichtige Konzept der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung. Es wird als „Akteurschaft“ oder „Agency“ bezeichnet und mit recht unterschiedlichem theoretischem Gehalt gefüllt. In den interdisziplinären „Childhood Studies“ ist es das Kernkonzept – zumindest ist es das bis vor kurzem gewesen; in einer soziologischen Perspektive ist es immer auch an das strukturelle Konzept der generationalen Ordnung gebunden. Zu diesen Fragestellungen nach generationaler Ordnung respektive ihrer permanenten Bearbeitung (im Sinne eines generationalen *Ordners*) und nach den darin er-

forderlichen und möglichen (Inter-)Aktionen der Kinder werden theoretische und empirische Einsichten zusammengetragen.

In dieser Weise werden Leserinnen und Leser in die relevanten Wissensbestände der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung eingeführt: Basisdaten, wichtige Datenquellen und Studien, theoretische Konzepte aus verschiedenen Ansätzen und historische Positionen, die für eine soziologische Betrachtung von Kindheit wichtig sind, werden vorgestellt. Diese Darstellung von Basiswissen ist ausgerichtet auf die Vermittlung einer theoretischen Sicht, die zu eigenen Forschungsarbeiten anregen kann und soll. Die theoretischen Elemente, die im Laufe der Ausführungen aufgebaut werden, werden zum Schluss des Buches zusammengezogen in einem theoretischen Modell, das darauf ausgerichtet ist, Kindheitsforschung nicht nur anzuregen, sondern auch enger anzuschließen an gesellschaftliche Analyse, kurz: der Kindheitsforschung einen zentralen Platz in der Soziologie zu sichern.

In der nun vorliegenden zweiten Auflage wurde die Grundstruktur der ersten Auflage beibehalten. Die größten Änderungen finden sich in den Kapiteln 1 und 2. Hier wurden sämtliche Daten aktualisiert, über die das Aufwachsen heute beschrieben wird. Bei dieser Beschreibung wurden auch neue Akzente gesetzt – nicht zuletzt, weil dazu nun neue Studien verfügbar sind. Nach wie vor gilt zwar, dass ein enges Muster einer langen und behüteten Kindheit die Gestaltungsbemühungen von Kindheit anleitet. Deutlicher als noch zehn Jahre zuvor kann aber herausgearbeitet werden, wie sehr dieses „normative Muster“ auch auf Förderung des Kindes, auf Schulerfolg und letztlich auf Statusplatzierung ausgerichtet ist. Sofern das dann über die Bemühungen der Eltern hinaus die Stoßrichtung von nationalen und internationalen Institutionen, von Expertenbeiträgen und von öffentlichen Debatten charakterisiert, kann man auch erkennen, wie sehr gegenwärtige Kindheit unter dem Gesichtspunkt von zukünftigem Humankapital fokussiert wird. Dem ist es geschuldet, dass Kindheit für die nationale und internationale Politik und die Wissenschaft weiter an Interesse gewinnt; unter diesem Gesichtspunkt kommt es aber auch zur Problematisierung von Kindheiten, die weniger „Ertrag“ versprechen. Das wird sich vor allem dort zeigen, wo ungleiche Bildungschancen thematisiert werden. Deutlicher als zuvor kann auch herausgearbeitet werden, wie sehr – längst nicht nur in Ländern des Globalen Südens, sondern auch in Deutschland und in anderen wohlhabenden Ländern – Kinder noch immer die Bevölkerungsgruppe mit besonderem Risiko der Viktimisierung darstellen. Damit ist nicht die Gefährdung durch neue Medien oder durch fremde Täter gemeint – diese Gefahren werden generell überschätzt –, sondern der familiäre Alltag. Diese Viktimisierung ist die Schattenseite der behüteten Kindheit. Dass sich dies nun aber als Thema aufdrängt, liegt nicht zuletzt daran, dass mittlerweile Organisationen wie die WHO oder UNICEF der Gewalt gegen Kinder mehr Aufmerksamkeit schenken und also entsprechende Studien und Berichte vorlegen und in dieser Weise

auch Druck auf die Nationalstaaten ausüben. So erhält dieses Thema in der Neuauflage nicht deshalb mehr Beachtung, weil es virulenter geworden wäre, sondern weil die Aufmerksamkeit dafür gewachsen ist.

In den sogenannten „Childhood Studies“, die Kinder in den Mittelpunkt ihrer Forschung rücken, hat in den letzten Jahren eine Haltung Aufwind bekommen, nach der es darum geht, das Thema „Kinder und Kindheit“ über die disziplinären Grenzen zu setzen. Vorgeschlagen wird dann eine weitest mögliche Öffnung des theoretischen Fokus unter Einbezug von Naturwissenschaften, Kulturwissenschaften, Philosophie oder auch Kunst (Stryker et al., 2019). Demgegenüber beansprucht der vorliegende Band nicht, umfassend zu verstehen, was denn „das Kind“ prinzipiell sei oder sein könnte, er konzentriert sich auf die gesellschaftliche Strukturierung und Rahmung der Bedingungen, unter denen man Kind ist. Deren Optimierung ist ja auch eine Aufgabe, an der sich Gesellschaftswissenschaften zu beteiligen haben. Der Band erkundet diese Bedingungen stets mit einem Bezug zur Analyse von Gesellschaft. Eine Schärfung der Gedankenführung im abschließenden Theorieentwurf (Kapitel 6) macht das noch einmal klarer, als es die erste Auflage leistete. Beiträge anderer Disziplinen werden allerdings berücksichtigt, sofern sie das zentrale Anliegen unterstützen.

Durchgängig zeichnet sich die Neuauflage dadurch aus, dass neuere Studien und Ansätze in die Überlegungen mit einbezogen wurden und an anderen Stellen dafür – im Interesse eines überschaubaren Umfangs – Straffungen vorgenommen wurden. Danken möchte ich an dieser Stelle denjenigen Leserinnen und Lesern der ersten Auflage – und das sind nicht zuletzt meine eigenen Studierenden –, die mich mit ihren positiven Rückmeldungen motiviert haben, die umfassende Überarbeitung anzugehen. Lars Alberth danke ich, dass er mit seinem Scharfsinn und seinem umfassenden theoretischen Wissen immer wieder für Diskussionen zur Verfügung stand. Angelika Siebel danke ich für ihre redaktionelle Mithilfe, die sie mit großer Gründlichkeit und einem besonderen Gespür für meine Anliegen leistete.

Teil I

Die lange, behütete Kindheit und ihre gesellschaftliche Konstruktion

Kapitel 1

Aufwachsen in Deutschland – lange, behütete Kindheit als soziale Realität und normatives Muster

1.1 Moralische Panik in öffentlichen Darstellungen

Eine lange und behütete Kindheit wird in Deutschland, wie auch überhaupt in den westlichen Ländern, höchst selbstverständlich als einzig richtige Art des Aufwachsens erachtet; zahlreiche Institutionen und Gesetze sollen sie absichern. Es handelt sich dabei also um ein „normatives Muster“, an dem sich Handlungen und Erwartungen orientieren. Jeder Verstoß gegen diese Kindheitsvorstellung wird mit Ablehnung quittiert, sei es Kinderarbeit, frühe Selbständigkeit, das frühe Teilen erwachsener Sorgen, Freuden und Geheimnisse oder seien es Familienverhältnisse, die den Verdacht aufkommen lassen, sie würden die Kinder zu wenig behütet aufwachsen lassen. Eine lange, behütete Kindheit ist aber nicht nur normatives Muster, sondern – soweit sich das auf der Basis des verfügbaren Materials beurteilen lässt – auch Realität für die meisten Kinder Deutschlands. Sie ist weder in erheblichem Ausmaß durch Armut bedroht, noch durch den Zerfall von Familien. Diese Aussage wird zwar in den folgenden Ausführungen an einigen Stellen und für einige soziale Gruppen differenziert werden müssen, dennoch scheint es richtig, den folgenden Ausführungen die Einsicht voranzustellen, dass Schlagworte von der Erosion oder gar einem „Ende der Kindheit“ die aktuelle Situation nicht adäquat kennzeichnen. Negativ schlägt in der insgesamt positiven Bilanz vielmehr vor allem die erhebliche soziale Ungleichheit von Kindheiten in Deutschland zu Buche. Diese aber ist gerade nicht Folge einer Erosion des normativen Musters „gute Kindheit“, weit eher resultiert sie aus seiner Geltung: Den hohen Anforderungen können nicht alle sozialen Gruppen im gleichen Maße gerecht werden, und es ist vor allem die Schule, die das registriert und sanktioniert. Die Ausführungen in diesem Kapitel werden die faktische und normative Geltung des Musters „gute Kindheit“ sowie seine problematischen Seiten zeigen.

Die folgenden Zahlen zum Aufwachsen in Deutschland mögen manche Leserinnen und Leser überraschen, die in Anbetracht entsprechender Mediendarstellungen ein weit problematischeres Bild des Aufwachsens erwartet hätten. Panikmache hinsichtlich Kindheit ist gerade deswegen an der Tagesordnung, weil behütete Kindheit einen so hohen normativen Stellenwert hat. Eben deshalb werden Abweichungen vom wünschenswerten Zustand so stark beachtet

und wird ihr Ausmaß also in den öffentlichen Debatten nicht selten überzeichnet. In der angelsächsischen Literatur wurde der Begriff der „moral panics“ geschaffen für öffentliche Diskurse, in denen (selbsternannte wie anerkannte) Experten in besonders drastischer Weise Ereignisse und Zustände als Bedrohung für die ganze Gesellschaft darstellen (Cohen, 2002; Krinsky, 2008). Kinder und Jugendliche sind ein bevorzugtes Thema solcher Debatten. Solche Diskurse sind nicht einfach wohlmeinende und also harmlose Besorgtheit, sie stigmatisieren und pathologisieren: die Kinder und ihre angeblich überforderten Eltern insgesamt oder zumindest die Kinder mit Migrationshintergrund oder die Kinder „bildungsferner“ oder unvollständiger Familien. Sie tun das, indem sie deren Lebensumstände schwarz malen, und sie sind hinderlich, wenn es darum geht, tatsächliche Problemlagen abgrenzend zu identifizieren. Darum sollen hier einleitend und grundlegend für die weiteren Ausführungen zunächst einmal Basiszahlen vorgestellt werden zum Aufwachsen in Deutschland, die auch manche falschen Vorstellungen in den Köpfen der Leserinnen und Leser zurecht-rücken mögen.

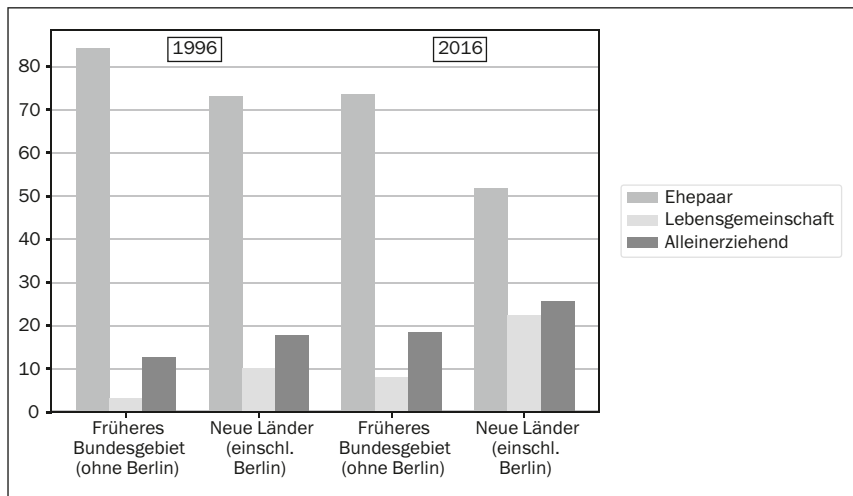
1.2 Traditionelle Familienstruktur

Familien in Deutschland bleiben weitgehend traditionell und uniform strukturiert, das zeigen die aktuellen Statistiken. Das gilt besonders für die Familien in den alten Bundesländern – in diesen dominiert zahlenmäßig die Familie mit zwei Kindern, mit dem Ehemann als Hauptverdiener und der Ehefrau, die teils-zeitlich arbeitet.

(1) Vollständige Familie

Das Aufwachsen in einer vollständigen Familie ist zumindest in den alten Bundesländern in den letzten Jahren nicht erheblich seltener geworden, wie Abbildung 1 zeigt. Zieht man die Zahlen aus dem Mikrozensus von 2016 heran, so zeigt sich, dass in den alten Bundesländern Familien, in denen mindestens ein Kind unter 18 Jahren lebt, weitaus am häufigsten solche mit einem verheirateten Elternpaar sind, nämlich zu 74 Prozent. In den neuen Ländern weist dagegen nur gut die Hälfte der Familien mit Kindern noch diese konventionelle Struktur auf, die man auch als „vollständige Familie“ bezeichnet. Häufiger geworden sind vor allem die Lebensgemeinschaften: Die Zahlen haben sich hier sowohl in den neuen Ländern wie auch im alten Bundesgebiet von 1996 auf 2016 mehr als verdoppelt. Lebensgemeinschaften können allerdings möglicherweise auch eine bloße Übergangsphase darstellen auf dem Weg zu einem Ehepaar. So waren bei den Lebensgemeinschaften die jüngsten in der Familie lebenden Kinder häufig noch klein: In über der Hälfte (54 Prozent) dieser Familien war das jüngste Kind unter sechs Jahren (Statistisches Bundesamt, 2017a).

Abb. 1: Familien mit Kindern unter 18 Jahren nach Familienform, 1996 und 2016 (in Prozent)



Eigene Berechnungen auf der Basis von Statistisches Bundesamt, 2017a, S. 115

Man kann diese Entwicklung noch weiter zurückverfolgen. Man stellt dann fest, dass sich die Zahlen in den alten Bundesländern auch seit den 1960er-Jahren nicht dramatisch verändert haben: Waren es damals noch etwas über 90 Prozent der Familien mit minderjährigen Kindern, in denen die Kinder mit einem verheirateten Elternpaar lebten, so sind es 2016 noch immer fast drei Viertel – also gut 15 Prozent Differenz in mehr als fünfzig Jahren. In den neuen Bundesländern ist ein Vergleich nur über einen kürzeren Zeitraum hinweg möglich: Die entsprechende Statistik reicht nur bis 1991 zurück. Bereits in dieser Zeitspanne aber konstatiert man einen stärkeren Rückgang, von damals gut 80 Prozent auf knapp 52 Prozent in 2016 – also annähernd 30 Prozentpunkte Differenz in nur 25 Jahren.² Es kann an dieser Stelle nur vermutet werden, was diesen Unterschied ausmacht: Einmal ist ein größerer Teil der Mütter in den neuen Bundesländern voll erwerbstätig (vgl. Tabelle 1), und zum Zweiten sind die beruflichen Chancen der Väter schlechter in Anbetracht der ungünstigeren Situation auf dem Arbeitsmarkt – zusammen genommen macht dies die Ehe als Modell der finanziellen Absicherung weniger attraktiv.

Überaus selten sind einige Lebensformen, die in den Medien thematisiert werden und deren Verbreitung wohl gerne überschätzt wird. So machen gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften nur gut ein Prozent aller Lebensgemein-

2 Für 1960 und 1991 wurden die entsprechenden Zahlen aus dem 12. Kinder und Jugendbericht (BMFSFJ, 2005, S. 59) herangezogen.

schaften mit Kindern aus; diese werden zu 96 Prozent von Frauen geführt, die zum Teil in eingetragener Lebensgemeinschaft leben (Baumann, Hochgürtel & Sommer, 2018, S. 57; die Zahlen beziehen sich auf das Jahr 2016³). Ebenfalls selten sind alleinerziehende Väter, sie machen 13.6 Prozent aller alleinerziehenden Eltern aus, und bei zwei Dritteln davon sind die Kinder schon mindestens zehn Jahre alt (Baumann et al., 2018, S. 55)

Die Zahlen des Statistischen Bundesamtes, wie sie sich in Abbildung 1 finden, geben nur einen ungefähren Einblick in die Familienkonstellation, so wie sie sich vom Kind aus darstellt. Man erkennt darin zum Beispiel nicht, ob das, was als „Ehepaar“ geführt wird, auch die leiblichen Eltern des Kindes sind. Gravierender ist es, dass die Prozentuierung bezogen auf die Familienhaushalte, in denen Kinder unter 18 Jahren leben, erfolgt, nicht aber bezogen auf die Gesamtheit von Kindern unter 18 Jahren und die Familienkonstellationen, in denen diese leben. Da in Haushalten von Alleinerziehenden und von Lebensgemeinschaften deutlich weniger Kinder leben als in Haushalten von Ehepaaren (Statistisches Bundesamt, 2017a, S. 25), wird der Anteil von Kindern, die mit beiden leiblichen Eltern aufwachsen, aufgrund dieser Berechnungen des Statistischen Bundesamtes mit Sicherheit unterschätzt. Aussagekräftiger sind also die Daten einer repräsentativen Befragung von Kindern. Als solche kann die 4. World Vision Studie, ein repräsentativer Survey an Kindern von 6 bis 11 Jahren, herangezogen werden. Daraus lässt sich errechnen, dass bundesweit knapp 79 Prozent der Kinder in dieser Altersgruppe mit beiden leiblichen Eltern aufwachsen. In einer kleinen Minderheit dieser Fälle (insgesamt sieben Prozent) leben die leiblichen Eltern unverheiratet zusammen (Andresen, Neumann & Kantar Public, 2018, S. 55).⁴

(2) Zweikindfamilien

Familien in Deutschland sind mehrheitlich Zweikindfamilien, und sogar etwas häufiger Drei- und Mehrkindfamilien als Einkindfamilien. Weist das Statistische Bundesamt auf der Basis des Mikrozensus zwar schon länger ein Dominieren der Einkindfamilie aus, so dürfte dies daran liegen, dass hier auch Familien erfasst werden, deren zweites Kind noch nicht geboren wurde bzw. Familien, bei denen bereits wieder ein Kind aus dem elterlichen Haushalt ausgezogen ist. Fragt man Kinder von 6 bis 11 Jahren, wie dies in der World Vision Studie geschah, so erhält man aussagekräftigere Daten, und hier gibt auch 2018 nur gut ein Viertel der Kinder an, keine Geschwister zu haben (vgl. Abbildung 2).

3 Sie beziehen sich also auf das Jahr; bevor die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare gesetzlich ermöglicht wurde.

4 Diese Zahlen errechnen sich jedenfalls, wenn man die 2 Prozent der Kinder, die in Dreigenerationen-Familien leben, mit einrechnet, was durchaus angemessen erscheint in diesem Zusammenhang.